

Als Flüchtling in der „Russenklasse“ am Adolfinum (1961)

Matthias Fritzsche

Eine besondere Klasse

Die 50er Jahre in Deutschland – eine Zeit der mehr und mehr wachsenden Konfrontation zwischen Ost und West, zwischen dem westlichen Teil, den ursprünglich drei Besatzungszonen und dem östlichen, der vom damaligen Bundeskanzler Adenauer so genannten „Soffjetzone“.

Nach der Gründung der beiden Staaten Bundesrepublik und DDR (vom Westen nicht anerkannt bis zum Jahre 1973, dem Beitritt der DDR zur UNO), entwickelte sich die Konfrontation beider Staaten immer dramatischer. Besonders für die DDR wurde diese Konfrontation zur existentiellen Bedrohung, da jährlich hunderttausende Menschen ihre Heimat in Richtung Westen verließen. Das gelang auch verhältnismäßig einfach, da Berlin durch den 4-Mächte-Status eine Stadt ohne Grenze war, und jeder mit der U- oder S-Bahn in den Westen konnte.

In Marienfelde war das sogenannte Notaufnahmelager, in das zunächst alle Flüchtlinge aufgenommen, von den verschiedenen Geheimdiensten der drei westlichen Alliierten vernommen, und danach auf die westdeutschen Bundesländer verteilt wurden.

Für viele der Flüchtlinge war der Wechsel von einem politischen System ins andere nicht einfach. Die beruflichen Möglichkeiten waren – zumal für jünge-

re Menschen – schwierig, da die Ausbildungssysteme der beiden Staaten recht unterschiedlich waren. Besonders problematisch war es für Schüler. Die Schulsysteme beider Staaten waren grundsätzlich verschieden. In der DDR gab es die Grundschule für alle vom 1. bis zum 8. Schuljahr. Danach ging es differenziert weiter zur Oberschule – für Schüler, die gute Leistungen hatten und in der Regel auch gesellschaftlich den Erwartungen des Regimes entsprachen. Bis Anfang der 50er Jahre hatten z. B. Kinder von Akademikern kaum die Chance zum Besuch der Oberschule – es sei denn, sie waren leistungsmäßig überdurchschnittlich gut und dazu noch mindestens FDJ-Aspiranten – d. h., schon vorher bei den Jungen Pionieren aktiv. Neben der Oberschule gab es die sogenannten Fachschulen bis zur Klasse 10, sowie Berufsausbildung ähnlich wie in der BRD mit Lehre und Berufsschule.

Im Jahre 1956 wurden in NRW meines Wissens drei besondere Klassen eingerichtet – in Espelkamp, in Münster und in Moers. Schülerinnen und Schüler, die in der DDR die 8. oder 9. Klasse absolviert hatten, bekamen die Chance, in einer Obertertia – also Klasse 9 – fast normal ihre Schullaufbahn fortzusetzen.

In der DDR war Russisch als erste Fremdsprache ab dem 4. Schuljahr Pflicht – in Klasse 9 auf der Oberschule (Gymnasium) kam entweder Englisch oder Französisch als 2. Fremdsprache hinzu.

Diese besonderen Klassen nun boten den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, Russisch weiterhin als 1. Fremdsprache zu lernen und erforderten lediglich das Nachholen einer zweiten Fremdsprache – in Moers war das Englisch.

Die DDR-SchülerInnen waren in der Regel auf Grund des dortigen Systems in den naturwissenschaftlichen Fächern und in Sport deutlich im Vorteil gegenüber ihren westlichen Mitschülern. Dagegen waren die geisteswissenschaftlichen Fächer – insbesondere Geschichte – deutlich anders ausgerichtet.

In Moers also wurde im Jahr 1956 an der Aufbauschule (die dem Adolfinum angegliedert war) eine solche Klasse eingerichtet – fortan „Russenklasse“, die Schüler „Kleine Russen“ genannt. Schon vorher waren einige Schüler aus der DDR in normalen Aufbauschulklassen eingegliedert worden. Diese hatten in kleinen Gruppen Russischunterricht – fortan „große Russen“ genannt.

Die „Russenklasse“ nun war insofern etwas Besonderes – und vermutlich war auch darum Moers als Standort dieser Experimentalklasse gewählt worden – weil es zu dieser Zeit in Moers ein mit dem Adolfinum verbundenes Internat, das Martinstift gab. Dort war eine große Anzahl der „Kleinen Russen“, sowie auch die wenigen „Großen Russen“ untergebracht. Die Familien dieser Schülerinnen und Schüler waren in verschiedenen Städten NRWs – insbesondere im

Rheinland gelandet: Krefeld, Oberhausen, Wuppertal, Düsseldorf und andere Orte. Die Möglichkeit, im Internat zu leben, war für manche auch die Chance, überhaupt unterzukommen, da es für die geflüchteten Familien oft schwierig war, eine angemessene Wohnung zu finden – auch wegen der jeweiligen beruflichen Möglichkeiten oder eben auch Unmöglichkeiten.

Es gab auch einige – wie man in der heutigen Flüchtlingssituation sagt, „unbegleitete Jugendliche“. Junge Menschen also, 16, 17 Jahre alt, die ohne Eltern „abgehauen“ waren, und nun die Chance erhielten, eine gute Schulausbildung in einer geborgenen Umgebung zu erhalten.

Die „Russenklasse“ wurde geleitet von Herrn Hans-Joachim Barth, der selber wenige Jahre vorher aus der DDR geflohen war. Alle Schüler dieser Klasse sind sich bis heute bewusst, dass insbesondere dieser Lehrer mit seiner liberalen, freien Art zu unterrichten, mit seiner besonderen Begabung, Menschen zu führen – ohne autoritär zu sein, mit seiner Nähe zu den Schicksalen der ihm anvertrauten Schüler ihr Leben deutlich und vor allem positiv geprägt hat.

Fast alle Schüler haben z. T. mit kleinen Verzögerungen durch Extrarunden (da gab es dann auch mal Einzelunterricht in Russisch) schließlich ihr Abitur gemacht – die meisten 1961. Eine größere Anzahl wählte ein naturwissenschaftliches Studium: Diplomingenieure, Architekten, Statiker, Wissenschaftler,

auch Lehrer und Lehrerinnen, ein Offizier, ein Theologe, einige Ärzte fanden ihre jeweiligen beruflichen Wege, die überwiegend recht erfolgreich waren. Bei ihrem

letzten Klassentreffen in diesem Jahr waren immerhin noch 14 „Kleine Russen“ vertreten. Wieviele es in fünf Jahren sein werden?

Der Lebensweg vor und nach der Russensklasse

Geboren wurde ich im Sommer 1941 im Hause meiner Großeltern im Erzgebirge. Mein Vater war Soldat und sah mich bis zu seiner Vermisstmeldung in Russland 1944 vielleicht drei Mal. Bis 1945 lebten wir – meine Mutter, meine 1937 geborene Schwester und ich – bei den Großeltern. Im Sommer 1945 zog meine Mutter mit meiner Schwester und mir zurück in ihre Wohnung nach Halle/Saale.

Als Ehefrau eines in Russland vermissten Soldaten in der Sowjetischen Besatzungszone bekam sie weder Gehalt, noch Witwenrente. Also vermietete sie, um die Wohnung, die für Nachkriegsverhältnisse groß war, nicht zu verlieren, zwei Zimmer als Übernachtungsmöglichkeit, dem sogenannten Zimmernachweis. So kamen fast täglich sehr unterschiedliche Menschen zu uns, um eine oder mehrere Nächte in unserer Wohnung zu verbringen. In Halle waren mehrere Hotels durch den Krieg zerstört – und diese Stadt war sozusagen ein Durchgangsknotenpunkt von Ost nach West.

1948 wurde ich eingeschult, damals noch in eine reine Jungenschule. Mein erster Lehrer war vermutlich noch unter

dem Kaiser ausgebildet, jedenfalls hatte er einen entsprechenden Bart, einen weißen Kittel und ein ca. 25 cm langes Rohrstockchen, mit dem wir kleine Schläge auf die Finger bekamen, wenn die Fingernägel nicht ordentlich sauber waren ... Meine Erinnerungen sind dennoch positiv, und meine Finger haben keinen Dauerschaden davongetragen. Zum vierten Schuljahr kam ich nach einem Auswahlverfahren an allen Grundschulen der Stadt auf die Franckeschen Stiftungen, da dort der „Stadtsingechor“, der älteste nichtkirchliche Knabenchor Deutschlands (seit 1116) seinen Ort hatte. Wir bekamen eine sehr gründliche gesangliche Ausbildung und mussten natürlich auch ein Instrument spielen. Bei mir war es – leider – die Geige, da meine Schwester schon Klavier spielte und ich natürlich etwas Eigenes haben wollte, ohne zu wissen, dass insbesondere das Geigenspiel nur für Leute etwas ist, die einen gewissen Grundfleiß mitbringen ...

In der Schule waren wir als Angehörige des Chores ein wenig privilegiert, bei einigermaßen ordentlichen Zensuren konnten wir ohne Probleme zur Oberschule wechseln.

Während meiner Schulzeit war ich durch meine Mutter und meine Groß-

mutter kirchlich engagiert und zeigte das auch, indem ich das Kugelkreuz (Kreuz auf der Weltkugel, Zeichen der Jungen Gemeinde in der DDR) sehr offen trug, was nicht so gerne gesehen wurde. Gelegentlich wurde mir deutlich gesagt, ich solle das lassen, was ich auch für eine gewisse Zeit tat, um dann wieder damit in die Schule zu gehen. Das war natürlich nicht großartiger politischer Protest, es war wohl lediglich die Frechheit eines 14-, 15- oder 16-Jährigen ...

Als ich dann im Sommer 1957 an einer kirchlichen Freizeit in Westberlin teilnahm – allerdings indem ich meinen Schuldirektor belog und von einer erkrankten Tante erzählte – wurde ich aus dieser Freizeit zurückgerufen. Irgendwie war meine Märchengeschichte herausgekommen.

Von der Schule wurde ich vor die Alternative gestellt, entweder einige Ferienvochen in einem Betrieb oder in der Landwirtschaft zu arbeiten, oder sofort von der Schule entfernt zu werden. Ich habe die Arbeit gewählt und vier Wochen im Reichsbahn-Ausbesserungswerk Halle gearbeitet.

Eine Woche nach Beginn der Schule – in der DDR begann die Schule jeweils am 1. September – wurde eine Klassenversammlung unter Beteiligung des Rektors, des FDJ-Vorsitzenden, eines Menschen vom Schulamt, sowie eines SED-Sekretärs veranstaltet, um mich als Delinquenten – Lügner und DDR-Beleidiger – wegen meines fragwürdigen Verhaltens zu

vernehmen und zu be- oder verurteilen. Das geschah dann auch, und es wurde beschlossen, dass ich aus der FDJ ausgeschlossen werde, wegen meiner aber einigermaßen guten Veranlagungen aber die Chance erhalten solle, nach einem Jahr der Bewährung, in der Braunkohle oder in der Landwirtschaft, diese großzügige Wahlmöglichkeit wurde mir gewährt, wieder zur Schule gehen zu dürfen.

Da sowohl in meiner Familie als auch bei vielen anderen Menschen in der damaligen DDR ein latenter Wunsch „abzuhauen“ schwelte, setzte ich diesen unmittelbar, auch mit Hilfe und Unterstützung meiner Mutter und meiner Schwester, in die Tat um. Während sich meine Sachen, Koffer und Rucksack, im Flur stapelten, klingelte es und vor der Tür stand der FDJ-Sekretär der Schule mit einem Adlatus. Er forderte meinen FDJ-Ausweis, ohne offenbar zu begreifen, dass ich mich im Aufbruch in den Westen befand.

Am nächsten Tag dann war ich in Westberlin, zunächst im Notaufnahmelager Marienfelde, wo auch ich als Jugendlicher durch den amerikanischen, den britischen und den französischen Geheimdienst ausgefragt wurde nach Dingen, von denen ich keine Ahnung hatte ...

Nach etwa zwei Tagen kam ich dann in das Aufnahmelager für – heutige Bezeichnung: – Unbegleitete Jugendliche, in dem ich auch nur kurze Zeit verblieb, um sehr bald in einem Internat im Wedding und dort auch in einem Gymnasium zu landen.

In der Zwischenzeit allerdings hatte sich meine Tante aus Krefeld umgetan und herausgefunden, dass es in Moers eine besondere Klasse für DDR-Flüchtlinge gab. Sie setzte sich mit „Padder Marx“ in Verbindung, und er kam ihr, und später mir, sehr freundlich und hilfsbereit entgegen.

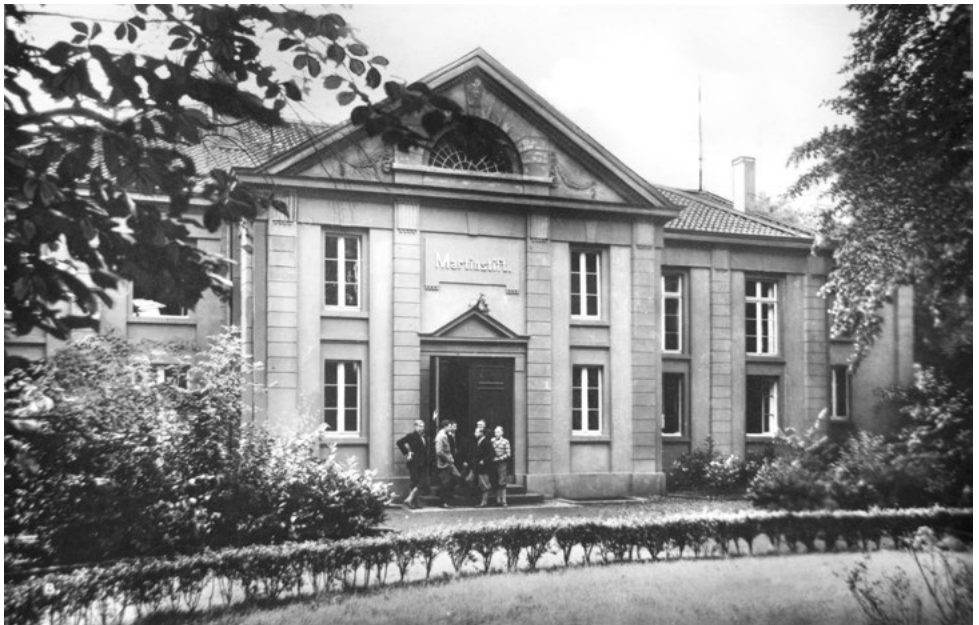
Innerhalb kurzer Zeit wurde für mich die Möglichkeit geschaffen, einen Platz im Martinstift und in der „Russenklasse“ zu finden.

Die Schwierigkeit für mich bestand darin, aus Berlin heraus zu kommen. Mit der Bahn durch die DDR fahren konnte ich nicht, Geld für den Flug hatte ich

nicht. So informierte ich meine Familie in Halle, auf welchem Wege, weiß ich heute nicht mehr, dass ich 65 DM, meiner Erinnerung nach ungefähr 300 bis 400 Ostmark, für den Flug benötigte. Meine Großmutter versteckte das Geld in einer Puppe und machte sich auf den Weg.

Da sie sehr fromm war, beschäftigte sie bis in ihr hohes Alter hinein, dass sie bei einer Kontrolle durch einen VoPo (Volkspolizisten) in der S-Bahn gelogen hatte, und irgendwas, nur nicht den wahren Grund ihrer Reise angegeben hat ...

Schließlich hatte ich das Ticket, flog nach Hannover und trampelte dann weiter bis Krefeld zu meiner Verwandtschaft.



Martinstift. Seit 1981 Sitz der Moerser Musikschule und des Niederrheinischen Kammerorchesters.

Wenige Tage später dann kam ich mit der Straßenbahn am Königlichen Hof an und machte mich mit meinem Pappkoffer auf den Weg über die Diergard- und Filderstraße zum Martinstift. Dort wurde ich sowohl von dem damaligen Leiter, Herrn Pfarrer Fooker, als auch von den Mitschülern sehr freundlich und kameradschaftlich aufgenommen.

Schon nach einem halben Jahr jedoch wohnte ich im Tersteegenhaus, wo Pfarrer Vowe und seine Gattin sich bemühten, mich in die Familie zu integrieren. Bei mir als 16-Jährigem, der meinte, die große Freiheit gewählt zu haben, fruchteten diese Bemühungen nicht sonderlich. Pfarrer Vowe bemühte sich daher, mir eine eigene Wohnung zu besorgen, was ihm, dank seiner zahlreichen Beziehungen, auch gelang. In einem Haus in der Landwehrstraße, das einem Reeder aus Emden gehörte, der in Duisburg eine Reederei leitete, unterlag die Dachgeschosswohnung – wie damals üblich – der Wohnungsbewirtschaftung.

Da ich auf Grund der Umstände meiner Flucht, den sogenannten C-Ausweis besaß, der sozusagen die Dringlichkeit der Flucht aus der DDR bescheinigte, hatte ich auch als 17-jähriger offenbar ein Anrecht auf eine bewirtschaftete Wohnung. Und so war ich mit noch nicht ganz 18 Jahren Besitzer einer kleinen Wohnung, Marke „Wohnklosett mit Kochnische“ ...

Diese Freiheit führte allerdings zu einer Verstärkung meiner Lernunwilligkeit mit dem Ergebnis einer Extrarunde,

und dem daraus folgenden Verlassen der Russenklasse. Ich landete in einer normalen Aufbauschulklasse, in der allerdings einige Schüler aus der DDR waren, sowie einige Hängenbleiber, die nun als Gruppe weiterhin Russischunterricht hatten und entsprechend auch ihr Abitur mit Russisch als erster Fremdsprache ablegen konnten.

So bedauerlich und schmerzlich das Sitzenbleiben auch ist, wäre ich weiter im Martinstift geblieben, wäre ich durch das gemeinsame Lernen möglicherweise glatt durchgekommen. Aber ich hätte womöglich nicht die Erfahrung der Kirchlichkeit in der Familie Vowe gemacht, nicht den CVJM kennen gelernt und sehr wahrscheinlich auch nicht meine Frau.

So bin ich im Ergebnis recht zufrieden mit meinem schulischen Weg. Einem Weg, der mich – wie einige andere aus meiner Klasse – durch den Musiklehrer am Adolfinum Hermann Barg auch zum Kammerchor geführt hat, mit dem wir in den Endfünfzigerjahren bis 1961/62 sehr schöne und mich nachhaltig beeindruckende Aufführungen in der Stadtkirche hatten.

Nach dem Abitur schließlich begann ich, in Bonn Theologie zu studieren. Das aber setzte voraus, dass ich Hebräisch, Griechisch und Latein lernen musste und jeweils extern Sprachprüfungen ablegen hatte. Bei meiner schon erwähnten Lernunwilligkeit eigentlich ein aussichtsloses Unterfangen. Jedoch durch die gelegentlich sehr nachdrückliche

Hilfe meiner damaligen Verlobten und heutigen Frau habe ich es schließlich geschafft und dann auch in halbwegs normaler Studienzeit meine Examina erfolgreich abgelegt.

Mein beruflicher Weg führte mich dann nach Porz ins Vikariat und schließlich nach Köln-Kalk in meine erste Pfarrstelle. Von 1978 bis 2001 war ich in der Westfälischen Kirche in Höxter als Klinikseelsorger und Dorfpfarrer tätig, um schließlich mit 60 Jahren wieder in Moers im Haus meiner Schwiegereltern, bzw. meiner Frau meinen Ruhestand zu genießen. Zum Ende meines Lebens bin ich nun der einzige dieser besonderen Klasse, der noch immer, bzw. wieder, in Moers lebt – und das gerne und hochzufrieden.

Kammerchor, Kirchenchor, Gemeinde und wenige alte Freunde haben mir, haben uns, geholfen, uns nun endlich zu integrieren.

Mein Gefühl allerdings, keine Heimat zu haben, hat sich mit zunehmendem Alter verstärkt. Möglicherweise hängt das tatsächlich mit der Flüchtlingssituation zusammen. Überall, wo ich war – Moers, Bonn, Porz, Köln, Höxter und schließlich wieder Moers – habe ich mich wohl gefühlt, weil ich überall Menschen begegnet bin, die freundlich, hilfsbereit, verständnisvoll und eben einfach Menschen waren, mit denen sich leben, lachen und weinen musste, auch weinen ließ.

Aber Heimat ist anscheinend etwas anderes.

